

DIE ROLLE DES PÄDAGOGISCHEN BEI DER BERUFLICHEN BILDUNG VON SCHWÄCHEREN LERNERINNEN UND LERNERN

So lautet offiziell der Titel meiner einleitenden Überlegungen. Er stammt nicht von mir, doch ich denke, er wurde zuvorkommend so formuliert – um mir ein möglichst weites Feld zu eröffnen für meinen laienhaften Morgenspaziergang. Das brauch ich auch. Weiss ich doch nicht einmal, wie Sie, die Fachleute, den Begriff des "Pädagogischen" definieren. Ich verwende das Wort reichlich diffus, als Sammelbegriff für all das, was man an Menschen herum macht, weil man ihnen nicht zutraut, von selbst zu werden, was sie sein könnten. Das Pädagogische als Hebammenservice, als professionelle Geburtshilfe für so genannte "Potenzialitäten". Die Pädagogen somit als Personalentwickler, als Talentschürfer und Talentausschöpfer, als Ressourcenoptimierer auf dem Terrain des Möglichkeitstieres Mensch – als Agenten für Sigmund Freuds Modernisierungsprojekt: Was Es ist, soll Ich werden.

Falls das zutrifft, dann ist das "Pädagogische" das Schmiermittel unserer Modernisierungsgesellschaft, einer Gesellschaft, die es sich nicht leisten kann noch will, Talente brach liegen zu lassen. Warum aber hat dann das Wort solch einen miesen Klang? Ich muss Ihnen leider sagen, unter Journalisten rangiert "Pädagogisieren" noch hinter "Moralisieren". Weil es den Leuten angeblich in ihre Mündigkeit pfuscht. In einer Zeit, da jede und jeder sich von Geburt an für ausgemacht mündig hält, gerät das Pädagogische in die Nähe einer Menschenrechtsverletzung. "Ich muss meinen eigenen Weg gehen." "Ich muss selber herausfinden, was für mich richtig ist." Vorbilder? "Um Gottes willen, nur das nicht, ich könnte ja meine Authentizität einbüßen!"

Sie kennen die Sprüche, meine Damen und Herren. Und sicher beobachten Sie gelegentlich auch, wie die selben mündigkeitserpichten Leute sich real präzise umgekehrt verhalten. Teenager verbitten sich jede pädagogische Einmischung – und hängen Britney Spears an den Lippen. Die Sportfans? Finden, der Papst solle endlich seinen Mund halten – und nehmen jeden Satz aus dem Munde Beni Thurnhers für Erleuchtung. Die Bücherleser? Ohne Marcel Reich-Ranickis holzschnittartige Urteile irren sie orientierungslos durch die Buchhandlungen. Die Manager? Sie bezahlen Ralph Krueger 16 000 Franken – für eine einzige Stunde Frontalunterricht in "positivem Denken". Und erst die Autofahrer! Hämmert ihnen das Radio beim ersten Schneefall im Dezember nicht stündlich ein, das sei wirklicher Schnee, was da auf den Strassen liegt, schlittern sie dutzendfach in die Karambolage. Kurz und leicht genierlich: Die ganze – ach so freiheitliche – Gesellschaft verkommt zu einer einzigen pädagogischen Provinz.

Ist das ein Widerspruch? Allerdings. Jedoch kein zufälliger. Er entspringt einem zeittypischen Zwiespalt. Einerseits fürchten immer mehr Leute, sich selber abhandeln zu kommen, gar nicht mehr vorzukommen als Jemand, als Subjekt, als Ich, als Person, irgendwie zu verschwinden in diesem gigantischen Apparat der Finanzströme, der technischen Allmacht, der digitalen Kommunikationsnetze. In dieser Furcht halten sie sich an den letzten Rest vermeintlicher Eigenheit: an die Gefühle, die Erlebnisse, den Spasshaushalt. Daraus wächst ein Argwohn gegen Bildung. Ich bin, wie ich bin. Lasst mich gefällt in Ruh. Ich lass nicht an mir herummodellieren.

Andererseits redet man pausenlos auf die Leute ein: Entwickelt euch, bildet euch, lernt lebenslang – sonst verschwindet ihr tatsächlich. Setzt eure Kreativität frei, verwirklicht eure Talente – sonst werdet ihr eines Tages erwachen und feststellen: Ihr seid aus dem Spiel und ohne Chance, wieder rein zu kommen. Das verstehen inzwischen zwar die meisten, doch gerade die Jüngeren erkennen in diesem Bildungsgerede auch die Absicht und sind leicht verstimmt: Es geht den Bildungspredigern gar nicht um sie, um ihre individuelle Freiheit, Mündigkeit, Autonomie. Es geht um ihre Brauchbarkeit fürs System: ums Lernen als Pflichttraining für Wirtschaftstauglichkeit.

Vergegenwärtigen wir uns bloss die Debatte über die Pisa-Studie. Regt sich irgendwer darüber auf, dass Kinder mit Leseschwäche und Wissenslücken ein Leben lang Zweidrittelsmenschen bleiben, halbbatzig als Person? Ist mir nicht aufgefallen. Wer vom "Schock" der Pisa-Studie spricht, meint das Debakel unserer wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit. Das Kind als Standortfaktor. Das lernschwache Kind als Standortrisiko. Und die Pädagogen als Nachwuchstrainer im Human-Ressourcen-Departement der Schweiz AG.

Ich will gar nicht behaupten, diese Sicht sei grundfalsch. Sicher aber ist sie kurzsichtig. Wer die Schule, die Bildung gar insgesamt einseitig auf das unmittelbar wirtschaftlich Nützliche ausrichtet, schadet just der Wirtschaft. Denn: Wer weiss, was in zehn, zwanzig, dreissig Jahren nützlich ist? Niemand. Also ist es rein ökonomisch töricht, die Heranwachsenden nur mit den heute nützlichen Fertigkeiten auszurüsten (Rudimentäres Englisch, Computerhandling...). Zukunft präparieren heisse: Junge Leute heranbilden, die für alle Eventualitäten gerüstet sind. Wer aber ist für alle Eventualitäten gerüstet? Menschen! Junge Leute mit wachen Sinnen, mit lebhafter Fantasie, mit kreativer Intelligenz, mit Kombinationslust. All das nützt ihnen freilich nur, wenn ein Grundvertrauen mit schwingt, das Bewusstsein, in dieser Welt gefragt zu sein, eine Zuversicht, in ihrem Lebensdrama selber Regie führen zu dürfen, der Glaube daran, dass im globalisierten Welttheater die so genannte Freiheit dieser nicht nur Konsumfreiheit bedeutet, sondern zumindest Mitbestimmung bei der Rollendefinition.

Von all dem ist gelegentlich zwar auch die Rede, in den Sonntagspredigten der Bildungspolitiker und Arbeitsgebervertreter. Geht es aber um die Wurst, also ums Geld, dann wird es knallhart. Dann werden Schule und Bildung rigoros an die Kandare der gegenwärtigen Notwendigkeiten genommen. Und es wird schon fast drohend geraten, jetzt endlich alles "Überflüssige" fallen zu lassen. Der deutsche Arbeitgeberpräsident hat sich soeben höhnisch ausgelassen über eine Schule, die noch dem Leben der Würmer eine paar Stunden widmet, statt sich entschieden mit Hightech und Ökonomie zu beschäftigen.

Dieser Kurzschluss von Schule und Wirtschaft, von Ausbildung und Verwertungsinteresse wird wieder salonfähig. Er ist ja auch nicht verboten, nur sollte man sich dann nicht wundern, wenn der Argwohn ins Pädagogische wächst. Junge Leute unterscheiden sensibel: Dient die so genannte Bildung ihrer eigenen Bereicherung – oder bloss ihrer Zurichtung für die ökonomische Prosperität? Sie hängen heute nicht mehr irgendwelchen wirtschaftsfeindlichen Ideologien an. Entschiedener als früher aber achten sie – gegen das Verschwinden! – auf die Reservate des Privaten, auf Freizeitkulturen, worin sie ganz "sich" sein dürfen. Überdies wollen sie sich nicht gänzlich von der Vorstellung verabschieden, dereinst selber bestimmen können, wie sie Wirtschaft und Politik organisieren wollen. Das ist vielleicht ein bisschen kindisch. Doch von dieser "Kinderei" lebt jede offene Gesellschaft. Die Jugend muss daran glauben können, dass sie die Welt, in der sie dereinst leben wird, selber gestalten darf. Ohne diesen Glauben wird sie zickig, trotzig, verweigerisch, aggressiv, zerstörerisch. Es ist nur logisch: Richten wir unsere Jungen nur für unsere eigenen Zwecke her, dann legen sich viele quer. Denn solange es eine Jugend gibt, ist und bleibt es ihr Charme und Vorrecht, die Welt neu zu erfinden. Die Welt als Wille und Vorstellung (Schopenhauer): das dürfen und können wir der Jugend nicht ausreden. Also muss die Schule, die Ausbildung mehr bieten als ein Eingliederungstraining; sie darf sich nie darauf beschränken, die Jungen bloss für die Welt, wie sie gerade ist, zu ertüchtigen. Sie muss die Heranwachsenden befähigen, ihre Vista vom Menschenleben zu entwickeln, ihre Vorstellungen von Glück und Arbeit und Gemeinschaft. Wo dies versäumt wird, bocken die Jungen - oder rasten aus, oder hängen herum. Und zwar zu Recht.

Wahrscheinlich fragen Sie sich, meine Damen und Herren, wann kommt der da vorn endlich zum Thema, zur Pädagogik für Lernschwächere? Ich fürchte, ich bin längst mittendrin. Denn was in diesen nervösen Zeiten alle irgendwie nervt – dass die Welt immer weniger Wille und Vorstellung ist, immer mehr ökonomisches Zwangsdiktat – , das muss die Lernschwächeren doch geradezu blockieren. Was ich bisher im allgemeinen ausführte, das betrifft sie nicht nur auch, es trifft sie, es erschlägt sie. Denken wir nur an das Dauergerede von der heute ach so unentbehrlichen Flexibilität, Mobilität, Disponibilität. Im Klartext heisst das: Tempo, Tempo, Tempo! Wir leben gerade in der Nonstop-Gesellschaft. Sie kennen den Witz? Zwei Manager in der Savanne. Plötzlich sehen sie sich einem Löwen gegenüber. Glücklicherweise kommt die gute Fee dazwischen, die jedem noch einen Wunsch gestattet. Wie aus der Pistole geschossen sagt der eine: Ich wünsch mir ein paar Turnschuhe. Die Fee, eher irritiert: Damit läufst du auch nicht schneller als der Löwe. Darauf der Manager: Aber schneller als mein Kollege.

So läuft das heute. Das Leben, ein Dauerrennen. Dabei wird Qualität zweitrangig, Hauptsache, man hat die Nase vorn. Das schafft nur, wer den Kopf frei hat und das Herz voller Selbstvertrauen. Ganz wie im Sport: Im Rennen bleibt, wer sich alles zutraut. Selbstskrupel, Versagensängste werfen jeden aus der Konkurrenz. Auch aus dem gesellschaftlichen Wettbewerb. Da wird kein Schwerenöttertum geduldet, keine Lernmühsal verziehen, überhaupt keine Schwerkraft, die uns an irgendeinen Status quo bindet. Nonstop-Gesellschaft bedeutet: Immer mehr verändert sich immer rascher. Das heisst auch: Immer mehr veraltet immer schneller. Vor allem das, was wir gelernt haben. Also können wir auf nichts, das wir haben, vertrauen; was heute gilt, ist übermorgen schon Schrott. In dieser Situation gibt es nur ein Vertrauen: das Vertrauen in uns selber, in unsere Fähigkeit, wechselnden Anforderungen genügen zu können.

Eine vertrackte Lage für Lernverlangsamte, Lerngehemmte, Lernwidernstige. Jedoch eindeutig für die Frage nach der Rolle des Pädagogischen in der praktischen Berufsbildung. Denn wenn sich die Nonstop-Gesellschaft so verhält, wie ich das skizzierte, dann können wir uns Diskussionen darüber ersparen, ob die so genannte Anlehre genüge oder nicht. Sie genügt evidenterweise nicht. Zwar integriert sie schwächere Lerner einigermaßen in die Arbeitswelt, wie sie gerade ist. Aber sie bringt sie nicht in die Form, auf künftige Veränderungen erfolgreich zu reagieren. Das kann nur Bildung.

Ob diese Bildung dann Erfolg hat, bleibt natürlich eine offene Frage, freilich auch eine zweitrangige. Zuallererst stellt sich die Prinzipienfrage: Kann oder darf es unsere Gesellschaft trockenen Auges in Kauf nehmen, dass jede und jeder Zehnte oder Achte oder Sechste hoffnungslos abgehängt wird? Dazu will ich zweierlei sagen. Zunächst etwas Ökonomisches, sodann etwas Gesellschaftspolitisches.

Zunächst also eine volkswirtschaftliche Überlegung – mit der Behauptung: Die Gesellschaft kann sich Abgehängte gar nicht leisten. Will sie im globalen Wettbewerb der neueren Ökonomie bestehen, muss auf sämtlichen Rängen inspiriert, engagiert, schöpferisch gearbeitet werden. Dass "oben" ein paar hundert HSG-durchtrainierte Bosse

Produktepalette und Strategien ausdenken, die dann "unten" ein diszipliniertes Ameisenvolk brav und gedankenlos ausführt, das sind tempi passati. Die Kommandowirtschaft hat ausgedient. Heute ist der sogenannte "emanzipierte Angestellte" gefragt: jeder ein freier Unternehmer seiner Arbeitskraft, jede ein selbständiges Profitcenter im Unternehmen.

Das muss lernschwächere junge Leute nicht gleich zu Luftsprüngen motivieren. Man kann das Schlagwort vom "emanzipierten Angestellten" auch als raffinierte Form einer neuen Ausbeutung verstehen. Aber die Realität ist nun mal so, und dass sie auch ihre menschenfreundlichen Aspekte hat, will ich Ihnen in einer kleinen Geschichte erzählen.

Eine Kiosk-Geschichte. Jeden Morgen führt mein Weg durch den Zürcher Hauptbahnhof. Ich brauche Zeitungen, Zigaretten. Wieviele Kioske habe ich schon aufgesucht und verärgert verlassen; das Personal frustriert, grüsst nicht, reicht die falschen Zigaretten, wird störrisch, wenn ich noch eine dritte Zeitung verlange. Bis ich eines Tages einen kleinen Kiosk mit zwei höflichen, bestens gelaunten jungen Asiatinnen finde. Schon bei meinem dritten Besuch lachen sie wie alte Bekannte, reichen mir ungefragt die richtigen Zigaretten, meine Lieblingszeitungen. "Nur" Kioskverkäuferinnen, sagen manche. Ja, ja, aber sie haben besser als mancher Manager begriffen: Was ein Job wert ist, hängt allein davon ab, was wir aus ihm machen. Für die beiden Asiatinnen ist der Kiosk übrigens gar kein Job, er ist ihr Leben. Und natürlich floriert der Kiosk. Und ich gewinne meine gute Laune, habe, kaum bin ich zehn Meter weiter, eine glänzende Idee, gerate in Hochform, bringe meine Kollegen in angeregte Form - und schon machen wir eine glänzende Zeitung, und über die Zeitung hellen 330 000 Köpfe im ganzen Land auf, werden unternehmenslustig, stecken ihre Mitarbeiter an... Und wer ist schuld an dem nationalen Aufschwung? Zwei lachende Kioskverkäuferinnen, die sich wie Unternehmerinnen gebärden.

Genau so verhält es sich mit der Telefonistin im Unternehmen, mit der Kassenfrau in der Migros, die aus ihrem angeblich so monotonen und minderwertigen Job ihr eigenes lebhaftes Kommunikationszentrum gestalten - aus Interesse für die Kunden, aus Selbstachtung, aus Lebenstüchtigkeit. Oder mit dem angelernten Gärtner, der die Pflanzen nicht nur kennt, sondern mag, der seinen Job nicht abspuhlt, sondern uns fragt, ob wir die Zimmetrösträucher nicht mal durch einen Holunderbaum ersetzen möchten.

Ich will damit - ohne jede Spur von Ironie - sagen: Es gibt nicht die grossen bedeutenden Tätigkeiten und dann die minderen bedeutungslosen. Jede scheinbar noch so drittrangige Arbeit kann von unendlicher Bedeutung werden. Wer glaubt, "die Wirtschaft" hänge nur an den sogenannten Entscheidern, irrt sträflich. Natürlich braucht sie Strategien und Logistiken, aber gelingen kann sie nur über Menschen, und dies auf sämtlichen Etagen. In manchen Betrieben ist ein einziger tüchtiger Vertreter im Aussendienst wichtiger als die gesamte Geschäftsleitung. Es ist schwachsinnig, nur auf die Kader zu setzen. Bricht "unten" die Motivation weg, die Freude, das Interesse, dann sackt die Prosperität insgesamt ab.

So. Das war meine erste Behauptung: Die Gesellschaft kann sich Abgehängte ökonomisch gar nicht leisten. Wenn das so ist, muss sie alles daran setzen, um Lernschwächere zu stützen, sie in eine Form zu bringen, die es ihnen erlaubt, sich etwas zuzutrauen, die es ihnen glaubhaft macht, dass sie in dieser Gesellschaft gefragt sind. Das geht wohl nur über Bildung, über pädagogische Sonderbemühungen.

Und nun folgt die zweite Behauptung, eher gesellschaftspolitisch argumentiert: Eine Gesellschaft, die sich liberal nennt, darf nicht einen Abgehängten mutwillig in Kauf nehmen. Was macht eine liberale Gesellschaft aus? Dass sie das Individuum höher schätzt als das Kollektiv, dass sie folglich den Individuen möglichst freie Spielräume einräumt, dass sie folglich auf Wettbewerb setzt, Leistung honoriert? Trifft alles zu. Ist aber zu wenig. Blicke es nämlich dabei, hätten wir den puren Sozialdarwinismus. Das macht noch keine liberale Gesellschaft. Für sie bleibt unentbehrlich, dass sie die Grundlagen dafür schafft, dass möglichst alle im freien Wettbewerb ihre Chance haben. Prinzip Chancengleichheit. Das ist keine Naturkonstante, im Gegenteil, es muss - gegen das Naturrecht des Stärkeren - gesellschaftlich erzwungen werden. Darin hat die liberale Gesellschaft ihre Legitimationsbasis: dass sie alles unternimmt, um die Startbedingungen der Individuen anzugleichen. Was die Einzelnen später daraus machen, ist ihre Sache.

Selbstverständlich soll die Gesellschaft auch ihre Eliten fördern. Ihr vornehmstes Pensum aber ist es, natur- und sozialbedingte Ungleichheiten am Start zu korrigieren. Corriger la fortune. Der Liberalismus hat sich die Achtung vor dem Individuum in die Verfassung geschrieben. Also muss er die Gesellschaft so organisieren, dass jedes Individuum zumindest die Ausgangschance erhält, sich im Spiel der Marktkräfte achtbar zu schlagen. Dazu gehört vordringlich, dass er den Minderbegabten, den Lernverlangsamten Hilfe anbietet, nicht bloss eine notdürftige Überlebenshilfe (Anlehre), sondern eine nachhaltige Startverbesserungshilfe. Die aber kann ja wohl nur über Bildung erfolgen, also über das Pädagogische, von dem hier die Rede ist.

Das ist, wie gesagt, eine prinzipielle Frage. Es geht nicht um Solidarität. Auf dem Spiel steht nicht die Nettigkeit der liberalen Gesellschaft, sondern deren Legitimationsbasis. Sie verbietet es, eine ganze Gruppe von Menschen

schon beim Start zu benachteiligen. Das ist, gesellschaftspolitisch, eine Frage der Konsequenz, nicht der Menschenliebe. Die liberale Gesellschaft muss die Bildung der Lernschwächeren nicht altruistisch forcieren. Sie soll es im wohlverstandenen Eigeninteresse tun. Nie hat eine Gesellschaft ungestraft gegen ihre eigene Verfassung gesündigt. Das lässt sich auch heute wahrnehmen. Es gibt ja ein paar Fanale, die anzeigen könnten, dass das Liberale zum Darwinistischen verkommt. Zum Beispiel die exorbitanten Managersaläre. Und was passiert? Die Menschen verlieren sogleich den Glauben an die Systemtreue dieser Gesellschaft. Neueste Studien belegen: Nur noch jeder Dritte ist in seinem Job wirklich engagiert, motiviert. Wie sollte er auch, mit seinen 80 000 im Jahr, wenn die Abzocker in der Teppichetage das Hundertfache kassieren, selbst wenn sie die Firma in den Ruin führen?

Man vergisst es zu leicht: Was die Gesellschaft zusammenhält, ist – vor allem in brenzligen Zeiten – noch immer eine Idee. Auch die Idee der Chancengleichheit. Gerade in brenzligen Zeiten, wo bald eine Mehrheit mit Grund fürchtet, abgehängt zu werden. Also muss die Gesellschaft sich etwas einfallen lassen, das Risiko des Abgehängtwerdens zu minimieren. Das kann nur Starthilfe sein.

Ich breche hier den ersten Teil meiner Überlegungen ab. Darin suchte ich einen eher soziologischen Zugang zum Thema, sondierte die gesellschaftlichen Kontexte, in denen "die Rolle des Pädagogischen bei der beruflichen Bildung von schwächeren Lernerinnen und Lernern" zu klären wäre. Und da man sich auf diesem weiten Feld leicht verläuft, beschränkte ich mich auf vier Gesichtspunkte, die ich sogar thesenhaft formulieren kann: 1. In unserer Nonstop-Gesellschaft gerät das Pädagogische zwangsläufig in Ambivalenzen (die Furcht vor dem Verschwinden erzeugt gleichzeitig den Argwohn gegen das Pädagogische – und den Hunger nach ihm). 2. Die Fixierung aufs unmittelbar Nützliche hilft nicht weiter, weder den Lernschwächeren noch der Gesellschaft. 3. Die Gesellschaft muss, aus rein ökonomischen Gründen, verhindern, dass sie schlechtere Lerner abhängt. 4. Eine liberale Gesellschaft hat die Pflicht, für alle vergleichbare Startbedingungen zu organisieren.

Damit ist immerhin klar: Ob auch Lernschwächere "gebildet" werden sollen oder nicht - darüber lässt sich gar nicht diskutieren. Die Frage ist nur: Wie denn? Sie beschäftigt mich im zweiten Teil meiner laienhaften Vormittagswanderung: ein paar Gedanken zur Konkretisierung der Pädagogik Lernverhinderter.

Ich hoffe, mit Arthur Schopenhauers "Die Welt als Wille und Vorstellung" über die Runde zu kommen. Diese Formel bietet sich geradezu an als Motto für das Weltverhältnis junger Leute. Die Jungen brauchen beides: eine Vorstellung und einen Willen. Eine Vorstellung vom Erdenleben, eine Idee, eine Vista, die über den gerade aktuellen Zustand der Welt hinaus reicht. Und einen Willen, ein Selbstvertrauen, eine Ichstärke, die es sich zutraut, im grossen Welttheater eine Rolle zu spielen, nicht bloss eine zugewiesene Funktion, sondern "meine" Rolle mit Optionen und Variablen. Also muss das Pädagogische beides im Auge behalten – und vor allem bei den Lernschwächeren fördern. Diese geplagten jungen Leute sind ja vermutlich nicht eklatant dumm und definitiv auf den Kopf gefallen. Eher, denke ich, ist es ihnen misslungen, eine Vorstellung und einen Willen auszubilden. Kein Wunder, fällt ihnen dann das Lernen elend schwer, nicht mangels IQ, sondern weil Lernen in dieser Horizontlosigkeit irgendwie keinen Sinn macht. Ihre Mühe, Kenntnisse zu erwerben, ist wohl nicht das Primärübel. Vielmehr leiden sie unter dem, was Peter Handke den "Bildverlust" nennt, also unter der Unfähigkeit, die Welt als Spielraum für sich zu imaginieren, und unter dem, was Psychologen "Ichschwäche" nennen, also unter dem Unvermögen, sich in der Welt als innengeleiteter Akteur wahrzunehmen.

Ursachen dieser Defizite gibt es zu Hauf: von familiären Misereen, die nur durch Abstumpfung zu ertragen sind, über die Bildmaschine Fernsehen, die bei suchartigem Gebrauch Fantasie wie Selbsttätigkeit verkümmern lässt, bis zu Lehrern, die den ohnehin gebeutelten Kindern den letzten Rest von Interesse und Lebensfreude austreiben. Darüber liesse sich den ganzen Tag reden – und es wäre doch müssig; denn Sie, meine Damen und Herren, haben nun einmal die realen Produkte solch pechioser Entwicklungen vor sich.

Reden wir also vom Pädagogischen. Dabei ist klar, dass die beiden Mängel, Bildverlust und Ichschwäche, sich wechselweise lähmen, folglich nicht säuberlich getrennt zu diskutieren sind. Dennoch muss ich, mit Blick aufs Pädagogische, erst vom einen, dann von der andern reden.

Zunächst also: Der Bildverlust und das Pädagogische.

Kennen Sie die alte Legende von den drei Steinmetzen? Auf die Frage "Was tust Du hier?" antwortet der erste: Ich behaue Steine. Der zweite: Ich verdiene hier mein Geld. Der dritte aber sagt: Ich baue am neuen, grossartigen Dom unserer Stadt. Dieser dritte hat, was ich mit "Vorstellung" meine: ein weltbildliches Koordinatensystem, einen Sinnzusammenhang, worin sein Steinhauen seinen Platz und seine Bedeutung erhält – eine Bedeutung, die so unentbehrlich ist wie die des ersten Baumeisters.

Das fehlt vermutlich den Lernschwächeren, weshalb sie weder im Steinhauen noch im Lernen einen befriedigenden Sinn entdecken können. Wenn ich nun von Pädagogie erwarte, sie müsse sich dieses Sinndefizits annehmen, dann weiss ich, welch eine Überforderung dies bedeutet. Und wenn ich irgendwelchen Chefpädagogikern zuhöre, müsste ich sogleich resignieren. Denn da fallen Sätze wie dieser: "Ein gute Ausbildung arbeitet mit klaren Stan-

dards, wobei die zentralen Standards nicht nur auf der Wissensebene eingeführt, sondern intensiv verarbeitet, in der Praxis erprobt und der Umsetzung reflektiert werden müssen." Alles klar? Ich halte dies für hochtrabenden, schlecht gedachten, sinn- und geistverderblichen Quatsch. Da sind staatlich besoldete Bildungsmaschinen am Werk, Schultechniker, Ausbildungsbürokraten, die noch die vageste Ahnung abgetötet haben, es könnte sich beim "qualitätsorientierten System Schule" um Menschen handeln, um Kinder, um Jugendliche. Diesen Unfug sollte man gnadenlos bekämpfen. Denn die pseudowissenschaftliche Art, wie sie über Bildung reden, verrät den Geist, in dem sie über sie denken: einen Geist, der nur an Struktur, Organisation, Effizienz hängt, vom Steinmetz und dem Dom, von Weltbild und Bildverlust keine Ahnung hat.

Ich denke genau umgekehrt über Bildung und Pädagogik – und überfalle Sie gleich mit der Frage: Warum, glauben Sie, sind ausgerechnet Harry Potter und Tolkiens "Der Herr der Ringe" die aktuellen Verkaufsschlager? An deren literarischen Qualität liegt es bestimmt nicht. Also muss es die Botschaft sein. Die aber lautet bei beiden: In allen Dingen wirkt die dunkle Kraft eines Geheimnisses, der Objektzauber, den wir vergessen hatten, ist ungebrochen. Und das bedeutet: Wir sind nicht verloren, es gibt ein Zurück aus der entzauberten Moderne in die magische Welt. Man mag über dieses kindliche Entzücken lächeln. Doch offensichtlich wärmt und begeistert sie Unzählige in der Frostigkeit einer kosmischen Vereinsamung, in der alles nach menschlicher Konstruktion riecht, nach kurzatmigem Zweck und Nutzen.

Mein Vorschlag ist: Lesen wir Tolkiens Ring-Sage und Harry Potter mal nicht als okulte Zauberstücke, sondern als ein Stück Pädagogik, als Utopien gelingender Bildung. In beiden Werken entspringen die magischen Kräfte nicht irgendeinem Hokuspokus, sondern - dem Wissen.

Was geschieht auf Hogwarts? Ein talentierter Knabe wird aus einer Umgebung befreit, die ihn in seinem Bildungsgang behindert. Seine Fähigkeiten werden erkannt und gefördert, Einsichten vertieft, Intimitäten mit den wesentlichen Dingen entwickelt. Nie käme Harry Potter auf die Idee, fürs Zeugnis oder den Abschluss zu lernen, zu vital ist sein Interesse, zu unmittelbar der innere Nutzen der Bildung, zu offenkundig wächst mit dem Wissen die Person - und ihre Macht.

Ganz ähnlich Frodo, der kleine Hobbit im "Herr der Ringe" (im Buch, leider nicht im Film). Er verkörpert etwas, das es im wirklichen Leben kaum noch gibt: Wissen als Leidenschaft, ein Wissen, das sich selbst genügt und ganz naiv daran glaubt, dass der Hingabe ans Wissenswerte die grossen Dinge erwachsen.

Stimmt es nicht nachdenklich, dass Millionen von Kindern und Jugendlichen sich in diese magischen Welten versenken und darin eben das finden, was ich die "Welt als Vorstellung" nannte? Und wenn sie wieder auftauchen? Dann reden wir ihnen die Ohren voll mit trostlosen Vokabeln wie "lebenslang lernen", "Erfolg durch Lernen", das Wissen als "Zukunftsressource"... Können wir uns noch vorstellen, wie das ankommt?

Ich vertrete ganz ernsthaft die These: Ohne eine Spur Magie bleibt alles Wissen Schrott. Soll nämlich Wissen Bildung werden, muss eine elektrisierende Spannung zustande kommen, eine Art Erotik zwischen Person und Sache, eine wechselweise Anziehung und Verführung. Wie kommt nun dieses Magische ins Pädagogische? Gesagt ist es leicht: über die Lehrerinnen und Lehrer. Doch wie schwer ist das zu tun?

Darf ich kurz von mir reden? Ich hatte in meinem ganzen Leben zwei Lehrer, die mich beeindruckten, alles weitere empfand ich als kommunen Wissenstransfer, langweilig, uninspiriert. Einer der beiden war ein Physiklehrer, didaktisch und methodisch ein Alptraum, doch wenn er die allgemeine Relativitätstheorie entstehen liess, dann war sogar uns jungen Banausen klar: Dieser Mann lebt in und von der Theorie, ja, er könnte so, wie er lebt, gar nicht leben, hätte Einstein die Theorie nicht erfunden. Er liess uns staunend in den unendlich-endlichen Kosmos blicken, so dass wir uns winzig klein fühlten – und gleichzeitig grossartig vorkamen, weil wir ja mit unserem kleinen Hirn einem Geheimnis des kosmischen Spektakels auf der Spur waren. – Das konnte sich mit dem Hobbit Frodo, mit Harry Potter ohne weiteres messen.

Nur nach dieser Methode, wenn es denn eine ist, könnten Lernwidwerspenstige irgendwo einhängen. Wo ist egal. Es kann Naturkunde sein oder Geschichte, Geometrie oder Sprache, Musik oder Handwerk. Am besten wären Literatur und Kunst, denn sie entwerfen die Vorstellung einer neuen Welt, eines neuen Menschen. Doch ich will auf dem Boden bleiben. Hauptsache, es nimmt den Lernschwächeren irgendwo den Ärmel rein, danach läuft es von selbst. Dazu aber müssen sie merken, dass die Lehrerin selber etwas von der Sache hat, dass sie nicht nur Stoffe weiter reicht, die sie in ihrem wahren Leben kalt lassen. Sie müssen spüren, dass der Lehrer in der unscheinbarsten Sache das Geheimnis der ganzen Welt wittert und deshalb mit Leib und Seele bei dieser Sache ist.

So beginnt, glaube ich, "die Welt als Vorstellung": die Welt nicht als unverrückbarer Haufen von Tatsachen und Sachzwängen, sondern als Bühne für ein zwar riskantes, aber doch spielbares, verlockendes Welttheater.

Jetzt will ich noch etwas zum "Willen" und dem Pädagogischen sagen. Danach ist dann Schluss.

Wie lässt sich Ichschwäche pädagogisieren? Jedenfalls nicht durch eifriges Zureden, im Leben habe nur Erfolg, wer fleissig lerne. Das wirkt ähnlich nutzlos wie die Prävention bei Rauchern. Es kommt hier gar nicht auf die Einsicht an, die ist durchaus vorhanden, aber nützt die Einsicht, wenn die Trieb- oder Antriebsstruktur etwas ganz anderes will? Gar nichts. Also kann der Mangel an Willen nicht "von oben" gutgemacht werden. Er muss sich selber wettmachen. Dazu braucht er allerdings Methoden, und diese Methoden sollten Pädagogen kennen und anwenden.

Lernen könnten sie sie in der Hiphop-Szene. Rapmusik ist ein Soundtrack, doch die Rapper auf städtischen Plätzen entwickeln ein freiwilliges, alternatives Schulprojekt. Darin gibt es Lehrende und Lernende, Sprachunterricht, Sozialtraining, musische Fächer, Sport und Tanz. Ich bin kein Fachmann dieser Jugendkultur, ich beobachte sie zwar gelegentlich, doch die entscheidende Anregung, sie als Vorbild zu präsentieren, danke ich meinem Kollegen Albert Kuhn, der im Tagesanzeiger-Magazin einen luziden Bericht publiziert hat.

Ich bediene mich daraus. Bäckeranlage Zürich. Ein Rudel herumhängender Jungs, die locker im Kreis stehen, in der Mitte tanzt einer, der nächste Tänzer löst ihn mit einem coolen Handschlag ab, macht ein paar Aufwärmritte und wirft sich in surrende, schnell drehende Bewegungen, manchmal scheint nur ein Punkt den Boden zu berühren – der Kopf, der Ellbogen, die Hand. Die Umstehenden beobachten, kommentieren, johlen, wenn etwas gelingt.

Was hier zu sehen ist, ist Learning by Doing in einer ziemlich fortgeschrittenen Form. Lehren und Lernen vermischen sich nahtlos, jede Bewegung wird geschätzt, auch Unerfahrenere wird es leicht gemacht, sich darzustellen, sich per Handschlag einzuklinken, im Ring kurz ihr Anfängerschrübli vorzuführen und am wohlwollenden Beifall zu spüren, dass hier vor allem der Mut bewundert wird.

Und nun der pädagogische Extrakt daraus: Warum kann Hiphop als Gegenentwurf zur traditionellen Schule gelten? Aus vier Gründen. 1. Lernen muss Praxis sein, nicht nur Theorie. 2. Lernen ist gegenseitig, alle haben einander etwas zu bieten. 3. Gelingen wird gelobt, Fehler werden ignoriert – der Fehlende realisiert meist selber, was misslungen ist und schaut den andern umso genauer zu. 4. Lernen funktioniert bei Teenagern nicht anders als beim Kleinkind und bei Erwachsenen: im Grunde nur freiwillig.

Was muss ich dazu weiter sagen? Die meisten dieser jugendlichen Rapper sind keine schulischen Glanzlichter, eher multikulturelle Aussenseiter, tendenziell lernfrustriert, schulgelangweilt. Hiphop verstehen sie nicht als Hobby nebenher, nicht als Lieblingsmusik, sondern als Existenzform, die sie auf eigene Faust erfinden und entwickeln. Sie legen sich da enorm rein, scheuen keinen Aufwand und keine Intensität, sie üben mit zäher Beharrlichkeit, geben sich bedingungslos hin. "Repräsentieren" heisst ihr Schlüsselwort: Im Tanzen, im Rappen, im Musikhören wollen sie sich selber repräsentieren, damit das "real" ist, real, englisch ausgesprochen.

Daran kann man ermesen, wozu sogenannte Lernschwächere fähig sind, wenn sie sich in ihrem Element fühlen, wenn sie ihre Existenz selbst an die Hand nehmen, wenn sie ihrem Lebensgefühl selber Ausdruck geben können. Eine einzige bewundernswerte Anstrengung wider das Verschwinden des eigenen "Real"-Ichs. Indem die Rapper ihre Geschicklichkeit üben, formen sie ihr Selbstvertrauen, stärken ihr Ich – und trauen sich plötzlich auch anderes zu: zum Beispiel eine Ausbildung an der Schule für Gestaltung.

Die Hiphop-Schule gefällt mir so sehr, weil sie zeigt: Es gibt ein Entrinnen aus dem Teufelskreis von Ichschwäche und Pädagogie. Der Teufel sitzt ja in dem vertrackten Umstand, dass das Pädagogische den Willen schon voraussetzen muss, den sie stärken soll. Der Wille ist nicht kommandierbar, er kann sich nur selber wollen. Die Rapper demonstrieren, wie das geht. Die Pädagogen aber sollten sich daran ein Beispiel nehmen und auf Organisationsformen sinnen, die ein ähnliches Lernen, Selbstlernen, Lehren-Lernen-Durcheinander auch in der Schule, in der Ausbildung begünstigen.

Das ist dann Ihr Job, meine Damen und Herren. Ich bin der Laie, und der Laie wundert sich – zum Beispiel darüber, wie fahrlässig elementare Einsichten in den Wind geschlagen werden. Ich will jetzt gar nicht mit der "musischen Bildung" kommen, obwohl sogar die Hirnphysiologen längst beweisen können, dass Musik wie nichts anderes eine kreative Intelligenz fördert, eine Sensibilität und Geistesklarheit, eine Ernsthaftigkeit und Heiterkeit des Gemüts, kurz: dass Musik uns unvergleichlich geschickt macht, unsere Rolle im Welttheater wahrzunehmen.

Nein, ich will vom Sport reden, vom Turnen in der Schule. Da führt man in Bad-Homburg ein Experiment über Jahre hinweg: täglich für alle Schüler eine Turnstunde, mit famosen Ergebnissen: körperlich sind die Schüler besser in Form, das ist klar, überdies sind sie sozialverträglicher geworden, auch das war erwartbar, denn der berüchtigte Aggressionsstau findet in der Turnhalle zivilisierte Bahnen, zum allgemeinen Erstaunen aber haben sich sogar die schulischen Leistungen signifikant verbessert, obwohl ihnen, buchhalterhaft gesprochen, eine Stunde täglich fehlt. Die Moral von der Geschichte? Wenn Pädagogen mit dem konzentrierten Kopflernen rechnen wollen, müssen sie den Schülern Gelegenheit geben, sich mit Leib und Seele ins Spiel zu bringen, sich spielerisch körperhaft zu erproben, zu messen – zu vergewissern, dass es sie gibt und dass sie bestehen.

Eine aufregende Geschichte, gerade mit Blick auf Lernunwillige. Und? Sputen sich alle Schulen, Bad Homburg zu imitieren? Denkste. Nichts geschieht. Die Pädagogiker reden lieber weiterhin über "wirkungsorientierte Systeme" mit "zentralen Standards", selbstverständlich "modularen".

Die Welt als Wille und Vorstellung. Könnte es sein, meine Damen und Herren, dass wir Erwachsene selber nicht so recht daran glauben? Dann gute Nacht – nicht nur für die Lernwiderstrebenden, auch für die ganze Gesellschaft.

Glücklicherweise haben wir noch den ganzen Tag vor uns.

Autor: Dr. Ludwig Hasler, Weltwoche-Autor, Hochschuldozent, Publizist
Seit 2001

Weltwoche-Autor

Kolumnist in Fachzeitschriften für Kommunikation,
Unternehmensführung, Marketing

Publizist in in- und ausländischen Zeitungen zu Fragen der
zivilisatorischen, politischen und ökonomischen Zeitdiagnostik

Referent an Bildungsseminarien, Manager-Symposien,
Fachkongressen